

Überlänge im Niederdeutschen?

Klaus J. Kohler

Institut für Phonetik und digitale Sprachverarbeitung
der CAU zu Kiel

1 Ursprung der Fragestellung und Diskussion der wichtigsten älteren Arbeiten

In seinem Aufsatz *Der Schleifton im Nordniedersächsischen* gibt Otto BREMER (1927) als erster und einziger eine umfassende Darstellung des Phänomens der Überlänge hinsichtlich seiner Verteilung über nieder- und hochdeutsches Wortmaterial. Die Dialektdaten gründen sich vermutlich auf seine eigene Kenntnis des Neuvorpommerschen (er selbst war Stralsunder); ihm ist die Überlänge jedoch "in dem ganzen Küstenstrich zwischen Weser- und Odermündung, bestimmt in Hamburg, Holstein, Lübeck, Mecklenburg und Neuvorpommern" bekannt. Er beschreibt die Bedingungen für das Auftreten so: "Es handelt sich um eine Übertragung sowohl der Zeitdauer (Ersatzdehnung) als auch des Tones des aus- und zum Teil auch des abfallenden unbetonten auf den nächstvorhergehenden tragbaren Sonorlaut (Vokal oder Nasal oder Liquida), wenn dieser unmittelbar vorhergeht, oder wenn ein *w*, ein damals stimmhaftes *s*, ein spirantisches *g* (oder *b*, *d*, *g*) dazwischen steht. Sonst unterbleibt die Erscheinung; das schwindet also, ohne eine Spur zu hinterlassen." (p. 1) Bremer gibt eine impressionistische Deskription der tonalen Verhältnisse und fährt dann fort: "Die Grösse des Intervalls ist syntaktisch verschieden, meist nur sehr gering, oft kaum hörbar, grösser eigentlich nur am Satzschlusse. Das wesentliche sind die Quantitäts-, nicht die Tonverhältnisse" (p. 3). Sein Hinweis auf einen Schleifton vor stimmhaftem Konsonant im Englischen (z.B. in "plague" vs. "take") unterstreicht die Verwendung eines tonalen Begriffs für Dauerphänomene.

Bremer erwähnt im ersten Satz seines Artikels, daß der in Kiel aufgewachsene August LESKIEN wohl der erste war, der "auf den Schleifton an der Wasserkante mündlich aufmerksam gemacht hat". Er hatte sogar schon schriftlich darauf hingewiesen in dem zusammen mit Karl BRUGMANN verfaßten Band *Litauische Volkslieder und Märchen* (1882, p. 11, Anm.). Im Zusammenhang mit der Unterscheidung zwischen gestoßener und geschliffener Betonung im Litauischen führte er aus, daß ihm eben dieser Unterschied von Hause aus geläufig sei, weil er in dem niederdeutschen Dialekt seiner Heimat (Holstein) bestehe und von ihm auch in die Aussprache des Hochdeutschen übertragen werde. Als Beispiele nannte er u.a. "Braút" und "braüt", "Geíst" und "w ĩst"/"we ĩst". Wichtig für das Verständnis der Entstehungsgeschichte der Begriffe 'Schleifton'/'Überlänge' ist die weiterführende Bemerkung Leskiens: "Ich habe aber bemerkt, dass es Leuten, die nicht von Jugend auf den Unterschied kennen, schwer wird ihn herauszuhören. So ging es Schleicher; er pflegte mich damit zu necken, dass ich in Worten wie "Fuss, Füße" kurzen Vokal spreche, während mir doch der Vokal lang, von dem z.B. in "Nuss, Nüsse" ganz verschieden vorkam, und ich konnte ihn nicht davon überzeugen, dass hier nur eine verschiedene Tonqualität vorläge (niederd. fot föt hat gestossenen Ton). - Im holsteinischen Niederdeutsch lässt sich übrigens der geschliffene Ton unter bestimmte Gesetze bringen."

Aus diesem Zitat geht nicht nur hervor, daß Leskien den Unterschied zwischen "Braút" vs. "braüt" allein im Tonhöhenverlauf sah und ihn in Anlehnung an die Beschreibung des Litauischen bezeichnete sowie symbolisierte, sondern daß für den Thüringer August SCHLEICHER die Vokale von "Fuß", "Füße" in Leskiens Aussprache so kurz klangen, wie die von "Nuß", "Nüsse", obwohl LESKIEN meinte, sie seien deutlich länger. Damit wird bereits bei der ersten Erwähnung des Phänomens die Problematik seiner ohrenphonetischen Erfassung durch verschiedene Linguisten deutlich. Als Süddeutscher kann ich Schleichers Eindruck am

heutigen Hochdeutsch in niederdeutschem Munde voll bestätigen, und in Anbetracht der zu diskutierenden Arbeiten im Kieler Institut für Phonetik und digitale Sprachverarbeitung kann mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß Schleicher die Kürze in "Fuß", "Füße" richtig hörte und daß Leskien zu Unrecht Länge postulierte. Wenn aber "Fuß" (und "Ruß", "rußt") Länge hat, dann muß sich das davon im Vokal verschiedene "ruhst" entweder durch Überlänge oder durch ein anderes Attribut unterscheiden. Leskien entschied sich für den zweiten Lösungsweg und bezog die Erscheinung auf einen Schleifton, den er weder ohren- noch signalphonetisch untersuchte und der fortan in der Diskussion um den niederdeutschen Vokalismus immer einer Rolle spielte, ohne jemals erforscht zu werden. Bremer übernahm die Nomenklatur Leskiens, brachte das Phänomen aber vor allem mit der Quantität in Verbindung. In der Folgezeit wurde mal der eine, mal der andere Aspekt betont, gelegentlich auch beide.

Theodor RABELER brachte in seiner im Kieler Germanistischen Seminar entstandenen Arbeit *Niederdeutscher Lautstand im Kreis Bleckede* den zweigipfligen Intensitätsakzent ins Spiel: "Ziemlich am schluss des vokals oder des folgenden sonors ... tritt eine plötzliche verringerung der intensität ein. Ob die silbe auf dieser intensitätsstufe zu ende geführt wird, oder ob eine geringe neue verstärkung als zweiter gipfel im folgenden konsonanten folgt, kann ich nicht entscheiden, neige aber zu letzterem" (p. 160). Daneben führte er Dauermessungen mit Hilfe des Sprachmelodieapparats von MARBE im Psychologischen Institut der Universität Kiel durch (siehe hierzu Z. f. Psych. u. Phys. der Sinnenorgane 49 (1908), pp. 208, 218) und setzte drei Quantitätsstufen an. Dieser Apparatur bediente sich auch die ebenfalls in Kiel entstandene Arbeit *Die Mundart von Burg in Dithmarschen mit besonderer Berücksichtigung der Quantitätsverhältnisse* von STAMMERJOHANN (1914). Sie erkennt einen Zirkumflex weder im Intensitäts- noch im Tonhöhenbereich, sondern nur Dauerunterschiede. Sie ist neben der Dissertation von HILDEBRANDT (1963) (siehe hierzu die Kritik in der Untersuchung von TÖDTER (1982)) die einzige umfangreiche ältere *experimental*phonetische Behandlung der Vokaldauer und stellt ein großes einschlägiges Wortmaterial zusammen.

Es sind jedoch so gravierende Einwände gegen die Methode der Datenerhebung vorzubringen, daß die präsentierten Meßwerte nicht für eine Stützung der Hypothese von drei Quantitätsstufen herangezogen werden können. Der Autor gibt keine Auskunft über die untersuchten Dialektsprecher und die Abfragemethode. Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er nur eine Versuchsperson hatte und Einzelwörter in paarweiser Darbietung jeweils nur einmal erfaßte. Noch schwerwiegender ist jedoch die Unzulänglichkeit der Apparatur, die zu signalphonetischen Aufzeichnung als Grundlage für die Dauermessung verwendet wurde. Das Verfahren beschreibt der Verfasser wie folgt: "Durch eine stark russende Acetylenflamme, die durch einen Schlauch mit einer Membran in Verbindung steht, wird ein Papierstreifen gleichmäßig schnell hindurchgezogen. Treffen nun Schallwellen die Membran, so übertragen sich die Schwingungen der Membran durch das Gas auf die Flamme und von dieser auf den Papierstreifen, wo sie sich bei genügender Geschwindigkeit des Streifens nebeneinander lagern, d.h. jede Schwingung zeichnet sich als Kreis in dem Russstreifen ab ... Der Apparat arbeitet sehr zuverlässig bei den Vokalen, nur bei Vokal + l ist nicht mit voller Sicherheit zu bestimmen, wo der Vokal beendet ist und das l beginnt. Die Konsonanten, besonders die stimmlosen Reibelaute, zeichnen sich nicht so gut ab." (p. 55). Auf diese Weise ist bei der Abtrennung des Vokals von den umgebenden Konsonanten mit einem großen Fehler zu rechnen, so daß Dauerunterschiede im Bereich von wenigen Centisekunden keine Aussagekraft

haben, ganz abgesehen davon, daß sie auch nicht statistisch geprüft wurden.

Eine "geschleifte (circumflektierte) Betonung" neben einer Überlänge beschreibt auch das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch (1927, Bd. 1, p. XVI); in der phonetischen Umschrift der Worteinträge wird nur die Dauer notiert, und zwar durch ein einfaches, ein gelängtes oder ein verdoppeltes gelängtes Vokalzeichen (z.B. *i*, *ī*, *īī*). Weitere Beschreibungen schleswig-holsteinischer Dialekte sind in HARTIG & KESELING (1968) zusammengestellt. Sie bringen für das Problem der Überlänge nichts Neues. Aus der Übersichtskarte auf p. 163 wird auch deutlich, wie gering die Anzahl der erfaßten Mundarten im Nordniedersächsischen und speziell in Schleswig-Holstein ist, vor allem im Vergleich zum Westfälischen. Hier liegt ein großes Desiderat und eine große Aufgabe für die niederdeutsche Sprachforschung, unter anderem entlang der Ostseeküste.

Auch für das Hochdeutsche wird z.T. neben Überlänge Schleifton angesetzt, und zwar generell ohne regionale Beschränkung von Claus & Peter MARTENS (1961, pp. 29 ff), was selbst unter Einbezug des anders gearteten Phänomens der rheinischen Schärfung unhaltbar ist, sowie eingeschränkt auf die norddeutschen Gebiete von WINTER (1979). In der letztgenannten Abhandlung findet sich auch eine schon von BREMER (op. cit., p. 3) hervorgehobene Einschränkung im Vorkommen der Überlänge, "als qualitative und quantitative Veränderung definiert": sie "tritt nur unter dem Hauptakzent auf" ("*Bau*", aber "*Neubau*"). "Fehlt der Hauptakzent, so bleibt die Längung gewahrt, während der Schleifton entfällt; *sie sinnt nâch* (mit [ziñt]) und *sie sind nach Kiel gefâhren* (mit [zint]) bleiben weiterhin unterschieden." (WINTER, op. cit., p. 197). Diese Beispiele sind schlecht gewählt. "*sinnt*" und "*sind*" gehören hinsichtlich ihrer Reduzierfähigkeit verschiedenen Worttypen an; durch die Ausbildung einer 'schwachen Form' (siehe KOHLER (1995, 211 ff) wird "*sind*" gegenüber "*sinnt*" auch in den Varianten des Hochdeutschen kürzer, die das Phänomen der Überlänge nicht kennen. Außerdem ist in vielen Untersuchungen immer wieder bestätigt worden, daß die Vokaldauer bei fehlendem Akzent generell geringer ist (siehe u.a., speziell für das Hochdeutsche, KOHLER, KRÜTZMANN, REETZ, TIMMERMANN (1982)).

Die entscheidende Frage ist also, ob z.B. die Diphthonge in "*ér braut (nicht sie)*" und "*die Braut (nicht jene)*" in der Dauer unterschieden, aber im Tonhöhenverlauf gleich sind, während "*er brâut*" und "*die Brâut*" eine Differenzierung in beiden Aspekten zeigen. Diese Frage kann nur durch eine Synthese ohren- und signalphonetischer Methoden mit strengen Versuchsplänen entschieden werden, die z.B. paarweise Erfragung der entsprechenden Wörter und die damit mögliche Kontrastbetonung eliminiert. Vor allem müssen aber die phonetischen Fakten des Schleiftons erst einmal genauestens erfaßt werden; denn auch C. & P. MARTENS geben weder in dem zitierten Werk noch in den dort auf pp. 29f aufgelisteten Veröffentlichungen eine Beschreibung der Zweigipfligkeit, die eine Reproduzierbarkeit gewährleisten würde.

Alle Autoren sind sich darin einig, daß das Phänomen Überlänge/Schleifton zurückzuführen sei auf den Verlust eines unbetonten *-e-* der Folgesilbe mit kompensatorischer Längung und Kompression des ursprünglich zweisilbigen Tonhöhenverlaufs in der akzentuierten Silbe. Aus den weiteren von Bremer (op. cit., p. 1) genannten Bedingungen und aus seinem umfangreichen Beispielmateriale ergibt sich jedoch, daß die Überlänge nur morphemfinal ("*bru-t*", "*brau-t*" vs.

“Brut”, “Braut”) oder vor zumindest ursprünglich stimmhaftem Konsonanten (“hys”, “hus” (dat.) vs. “hus” (nom.)) auftritt. So hat zwar “*ik ried*” ich reite Überlänge, nicht aber “*ik riet*” ich reiße (Bremer, op. cit., p. 9), obwohl beide finales -e verloren haben. Damit führt der e-Schwund zu einsilbigen Minimalpaaren; die Ursache für die Entstehung der Dauerdifferenzierung kann also nicht im e-Schwund und daraus folgender kompensatorischer Dehnung liegen, sondern ist in der in germanischen Sprachen charakteristischen Längung morphem- bzw. wortfinaler Vokale sowie in der allgemeinen phonetischen Gesetzmäßigkeit der Vokaldehnung vor stimmhaften Konsonanten zu suchen. Letztere ist für die verschiedensten Sprachen der Welt experimentalphonetisch festgestellt worden und kann als ein Universal der menschlichen Sprachproduktion angesehen werden (CHEN, 1970; KOHLER, 1984). Eine weitere Unterstützung für diese Hypothese zur Entstehung der Überlänge findet sich in Formen wie [blībm̩] bleiben und [gribm̩] greifen nach KLOEKE (1914, p. 25), wo [i] einen geschlossenen Vokal (verglichen mit dem offeneren [ɪ] z.B. in “*Kind*”) symbolisiert. Von diesem Vokal heißt es auf p. 30: “Das [i] in [ridŋ] reißen z.B. ist bedeutend kürzer als das i im hochdeutschen bieten. In schnellerer Rede kann es sogar einfach kurz ausgesprochen werden.” (Damit bestätigt ein weiter “Ausländer” den Gehörseindruck SCHLEICHERs.) Der Quantitätsunterschied [i/ī] kovariert aber mit einer ursprünglichen Stimmhaftigkeitsopposition [p/b] bei gleichem e-Ausfall. Die spätere Sonorisierung von [p] änderte dann an der Vokaldaueropposition ebenso wenig wie die Entwicklung von [blībm̩] zu [blīm̩].

Weitere symbolphonetische Untersuchungen zur Überlängenproblematik im Niederdeutschen hat Otto von ESSEN (1957, 1958) in zwei Aufsätzen, einerseits für die Mundart von Kirchwerder, andererseits für das Hochdeutsche Norddeutschlands, vorgelegt, ohne an der tradierten Interpretation der Phänomene auf der Basis von drei Quantitätsstufen etwas zu ändern. Schließlich ist die experimentalphonetische Arbeit von WODARZ (1979) zum Problem der Überlänge im Hochdeutschen zu nennen, die an die norddeutschen Phonetiker, insbesondere von ESSEN, anknüpft. Es wird in der Abhandlung aus den Meßergebnissen zwar richtig gefolgert, daß die Überlänge dem Hochdeutschen ganz allgemein oder einer hochdeutschen Standardlautung nicht angehört. Der Verfasser hat aber weder erklärt, warum gerade die norddeutschen Phonetiker Otto von ESSEN und Peter MARTENS Überlänge ansetzten, noch hat er mit den herangezogenen Sprechern prüfen können, ob das Phänomen (wenn auch mit anderer Einordnung) der hochdeutschen Standardsprache Norddeutschlands angehört; denn nur eine seiner Versuchspersonen kam aus dem Gebiet, in dem eine dialektale Überlänge angesetzt worden ist. Seine Schlußfolgerung, “daß der sogenannten Überlänge in der Phonetik der hochdeutschen Gegenwartssprache kein Platz mehr zukommt” (p. 285), bedarf also einer Modifikation in der im folgenden aufzuzeigenden Richtung.

2 Experimentelle Untersuchungen aus dem Kieler Institut für Phonetik und digitale Sprachverarbeitung

2.1 Vorarbeiten für eine breite Datenanalyse

Ausgehend von dem skizzierten Forschungsstand und ohrenphonetisch geschulten Beobachtungen der kurzen Dauern der geschlossenen Vokale in Wörtern wie “*gut*”, “*Hut*”, “*mieten*” bei norddeutschen Sprechern der hochdeutschen Standardsprache wurde zunächst im

Rahmen einer Magisterarbeit eine experimentalphonetische Untersuchung des Problems der Überlänge anhand eines Dialekts im nördlichen Niedersachen durchgeführt (TÖDTER, 1982). Es wurden fünf Dialektsprecher in der Altersgruppe von 66 bis 78 aufgenommen, die in Fintel bzw. im benachbarten Wesseloh geboren und aufgewachsen waren und (fast) ausschließlich oder zumindest mit Verwandten und Freunden Plattdeutsch sprachen. Dabei wurde ganz gezielt darauf geachtet, daß die interessierenden Wörter nicht isoliert oder gar paarweise kontrastierend abgefragt wurden, sondern daß sie in einem gleichbleibenden Satzrahmen mit möglichst einheitlicher suprasegmentaler (insbesondere akzentueller und melodischer) Realisierung bei randomisierter Abfolge erfaßt wurden, um satzprosodisch bedingte Dauerschwankungen auszuschalten. Außerdem wurde das gesamte randomisierte Material mit 6facher Wiederholung produziert, damit auch die Streuung in der Aussprache der einzelnen Worttypen erfaßt werden konnte. In dem vorgegebenen Rahmensatz *“De/dat ... schall/schült groot ween.”* realisierten die Sprecher zwei Akzente, einen auf einem jeweils einzusetzenden Substantiv (im Nom. Sg. bzw. Pl.) und einen auf *“groot”*, letzteres mit fallendem Intonationsnukleus. Damit war gewährleistet, daß das zu untersuchende Wort zwar immer betont auftrat, aber nie eine satzfinale Kontrastbetonung erhielt, und daß die Akzentuierung in einem recht gleichmäßigen Intonationsmuster stabil blieb. So war eine Vergleichbarkeit sowohl zwischen den Äußerungen einer Versuchsperson als auch zwischen Sprechern gegeben. Um auch Flexionsformen erfassen zu können, wurden neben den Trägersätzen für die Nennformen der Substantive auch folgende Sätze (mit Dativrektion nach Präpositionen) in das Material aufgenommen:

“Achter’n hus staat een boom.” - “In’n hus sünn veel lüt.”

Die Verfasserin hat sowohl aufgrund einer auditiven Beschreibung als auch in einer signalphonetischen Analyse die drei Vokalphoneme /ʏ/, /y/ und /y:/ in den Wörtern *“Pütt” Töpfe*, *“Tüt” Tüte* und *“Hüs” Häuser* sowie *“Tün” Zäune* für die Finteler Mundart angesetzt. Die qualitativ gleichen /y/ und /y:/ unterscheiden sich deutlich in der Dauer (71 ms vs. 196 ms/170 ms, gemittelt über die sechs Wiederholungen des jeweiligen Worttyps bei allen Sprecher), wobei /y:/ in Wörtern auftritt, die nach traditioneller Meinung Überlänge haben. /y/ und /ʏ/ zeigen jedoch im gleichen Konsonantenkontext keine Dauerdifferenzierung (71 ms vs. 64 ms), weshalb in diesem Fall neben dem *qualitativen* Unterschied *keine Quantitätsopposition* aufrechtzuerhalten ist, damit aber auch keine drei Quantitätsstufen, und folglich entfällt hier das Postulat einer Überlänge. An der dreifachen Phonemunterscheidung (eben mit *zwei* Merkmalpaaren: *Qualität* und *Quantität*) ändert sich dadurch aber nichts. Die Differenz in der Vokaldauer von *“Hüs”* und *“Tün”* ist durch die allgemeine phonetische Gesetzmäßigkeit zu erklären, daß Vokale vor Frikativen wegen aufwendigerer Artikulationsabläufe länger sind (LEHISTE, 1970). Für /ɪ/ (*“Kitt”*), /i/ (*“Kiep” Kiepe*) und /i:/ (*“Kiel” Keil* sowie *“fief” fünf*) zeigte sich ebenfalls *eine zweistufige qualitative neben einer zweistufigen quantitativen* Differenzierung (63 ms vs. 60 ms vs. 167 ms/172 ms). Damit liegen im Bereich der hohen ungerundeten Vorderzungenvokale die gleichen Verhältnisse vor wie für die gerundeten.

Die entsprechenden hohen Hinterzungenvokale /ʊ/, /u/ und /u:/ wurden anhand der Wörter *“Dutt”*, *“Lus” Laus* sowie *“Duv” Taube* bzw. *“achter’n Hus”*, *“in’n Hus”*, *“Tun” Zaun* erfaßt. Hier zeigt sich eine dialektale Streuung zwischen den Versuchspersonen. Ein Sprecher hat die Mittelwerte 98 ms in *“Dutt”*, 141 ms in *“Lus”*, 209 ms in *“Duv”* bzw. 194 ms/189 ms/177 ms in *“achter’n Hus”/“in’n Hus”/“Tun”*. Die Vokaldauer in *“Dutt”* entspricht derjenigen in *“Pütt”*

und "Kipp", sowohl auf die Einzelperson als auch auf die Gruppenmittelwerte bezogen, wenn berücksichtigt wird, daß in "Dutt" wegen fehlender Aspiration des initialen Konsonanten die gesamte Öffnungsphase zwischen den Plosiven in die Vokalmessung einging, während sie in "Pütt" und "Kipp" um die Aspiration gekürzt wurde. Der Vokal in "Lus" ist deutlich kürzer als in "Duv" und "(achter'n, in'n) Hus"/"Tun", aber auch länger als in "Dutt", was für drei Quantitätsstufen zu sprechen scheint. Der Unterschied zwischen "Duv"/"(achter'n, in'n) Hus" einerseits und "Tun" andererseits ist wieder auf die Position vor Frikativ zurückzuführen. Ganz entsprechend ist auch in "Lus" gegenüber "Dutt" mit einer längeren Vokaldauer vor Frikativ zu rechnen. Damit werden die Vokaldauern in den beiden Wörtern vergleichbar, und die scheinbare dreifache Quantitätsopposition reduziert sich auch für die hohen Hinterzungenvokale bei diesem Sprecher zu einer zweifachen.

Die übrigen vier Sprecher ordnen "Lus" den vier Wörtern der langen Quantität zu, haben also ebenfalls nur einen zweifachen Gegensatz. Für einen der fünf Dialektsprecher gelten damit die historisch "richtigen" Zuordnungen des Vokals von "Lus" zu /u/ bzw. der Vokale von "Duv" und "(achter'n, in'n) Hus" zu /u:/, während die anderen Sprecher in allen Frikativkontexten gleichermaßen /u:/ verallgemeinern. Er ist auch der einzige Sprecher, für den die ausschließliche Verwendung des Plattdeutschen angegeben wurde. Die offensichtlich größere Instabilität der Opposition /u/ vs. /u:/ im Frikativ- gegenüber dem Plosivkontext ist wiederum mit der universellen Längungstendenz vor Frikativen aufgrund komplexerer Artikulationsabläufe verbindbar, durch die sich die Differenzierungsmarge zwischen kurzen und langen Quantitäten in diesem Kontext verkleinert und der Gegensatz daher eher eingeebnet wird. Die ohnehin eintretende kontextuelle Dehnung vor Frikativ und die gezielte Differenzierung eines Quantitätsgegensatzes werden also von vier der fünf Dialektsprecher nicht mehr konsistent auseinandergehalten.

Auch bei den nicht-hohen Vokalen der E-, Ö- und O-Gruppen fand sich keine dreifache Quantitätsopposition in der Mundart von Fintel. Hier war allerdings das relevante Wortmaterial noch nicht ausreichend berücksichtigt worden.

2.2 DFG-Projekt zur Überlänge im Nieder- und Hochdeutschen Schleswig-Holsteins

2.2.1 Hypothesen, Aufnahmeorte, Informanten, Wortmaterial, Datenerhebung

Auf der Basis der Ergebnisse aus den Voruntersuchungen zu einem niederdeutschen Dialekt in Niedersachsen wurden die folgenden Hypothesen für eine breite Datenerhebung und -analyse am Nieder- und Hochdeutschen Schleswig-Holsteins aufgestellt, die mit Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft von 1983 bis 1987 durchgeführt wurde.

Hypothese 1

Die in Fintel (Nordniedersachsen) gefundenen Phänomene finden sich auch in den niederdeutschen Dialekten Schleswig-Holsteins. Sie haben in ihrem Vokalismus nicht drei Quantitätsstufen, sondern eine zweistufige Qualitätsopposition, deren eines Glied eine zweistufiger Quantitätsopposition aufweist. Diese geht auf eine diachronische Unterscheidung fortis/lenis im nachfolgenden Obstruenten zurück. Vor Frikativen wird dieser Quantitätsgegensatz teilweise eingeebnet.

Hypothese 2

Die Daueropposition findet sich auch unter morphologischen Bedingungen: langer Sonant morphemfinal (+ Endung), kurzer Sonant vor (ursprünglichem) Fortiskonsonanten desselben Morphems. Diese Opposition ist resistenter als diejenige der Hypothese 1.

Hypothese 3

Die Daueropposition verschwindet vor vokalisch beginnender unbetonter Silbe, auch in der Wortenklise: *“ik schriew”* (mit Länge), aber *“schriew ik”* mit geschlossener Kürze; Verlust der Opposition in *“ried ik”* vs. *“riet ik”*.

Hypothese 4

Die Daueropposition lang vs. kurz verschwindet auch unter bestimmten satzphonetischen Bedingungen (Betonung, Stellung im Tonhöhenmuster).

Hypothese 5

Der Schleifton hat - bei wirklich gleicher Satzintonation für Wortpaare mit langem und kurzem Vokal - keine phonetische Basis. Das Grundfrequenzmuster ist bei längerem Vokal zwar expandiert, aber nicht kategorial anders.

Hypothese 6

Dialektsprecher übertragen die Quantitäts- und Qualitätsverhältnisse in das Hochdeutsche. Diejenigen Sprecher, die den Dialekt zwar noch kennen, aber nicht mehr regelmäßig verwenden, haben die Quantitätsopposition nicht mehr konsistent. Bei ihnen schlägt in verstärktem Maß die Abhängigkeit vom Schriftbild durch.

Unter Heranziehung symbol- und signalphonetischer Methoden wurde auf der Grundlage dieser Hypothesen das Problem der Überlänge und des Schleiftons in allen relevanten Aspekten anhand von Datenerhebungen in drei weiteren Aufnahmeorten des niederdeutschen Sprachgebiets untersucht: (1) Haßmoor bei Kiel, (2) Brarupholz/Angeln (3) Windbergen/Dithmarschen (KOHLER & TÖDTER, 1984; KOHLER, TÖDTER & WEINHOLD, 1986a, b). Die breite geographische Streuung in Schleswig-Holstein, in Ergänzung zu der Erhebung in Niedersachsen, sollte eine fundierte abschließende Bewertung der einhundert Jahre alten etablierten Lehrmeinung der germanistischen Dialektologie von drei Quantitätsstufen im niederdeutschen Vokalismus liefern. Die mundartliche Datenerhebung wurde in allen drei Aufnahmeorten mit Informanten durchgeführt, die älter als 40 sowie in der Landwirtschaft tätig waren und das Niederdeutsche als tägliche Umgangssprache benutzten. In Haßmoor waren dies vier Männer und eine Frau, in den anderen beiden Orten jeweils zwei Männer. Die Datenerhebungsmethode (Einbettung der Wörter in Rahmensätze, Randomisierung der Sätze und mehrfache Wiederholung der Satzblöcke in jeweils neuer Randomisierung, Konstanthaltung der Akzentuierung und Intonation) war in allen Fällen die gleiche wie bei den Aufnahmen in Fintel.

Auch hinsichtlich des Wortmaterials war die Untersuchung in Haßmoor am umfangreichsten. Es wurden hierfür drei Wortlisten mit 60 Wörtern (WL I) bzw. 25 (WL II) bzw. 27 (WL III) zusammengestellt. Sie enthielten alle phonologischen Monophthong- und Diphthongoppositionen, teilweise durch mehrere Wörter vertreten. Nur die Sprecherin sprach das gesamte Material; WL I wurde auch von drei Männern erhoben, WL III auch noch von

einem Mann. Zu dem Rahmensatz in der Datenerhebung von Fintel kamen wegen der Ausweitung des Wortmaterials folgende Sätze hinzu:

Rahmensatz 2 für Substantive: *“de/dat ... schall/schült goot ween”*

Rahmensatz 3 für Verben: *“hei/ik/du ... door goot bi”*.

Für einige Wörter aus WL I wurden auch die Faktoren ‘Betonung’ (betont, unbetont) und ‘Satzstellung’ (medial, final) anhand zusätzlicher Rahmensätze untersucht: *“dat is de/dat/mien(e) ...”*; *“hei bruut”*; *“hei bruut”*; *“hei is in’n hus”*; *“dat is in’n hus”*; *“de/dat ... schall goot ween”*. Für WL III waren die Satzrahmen *“ik glöv dat ik/hei/sei ...”*; *“ik glöv dat is/sünn de/dat ...”*; *“ik glöv hei het/is ...”*.

In Angeln und Dithmarschen wurde jeweils eine Wortliste mit 40 bzw. 48 Einheiten nur in betonter äußerungsfinaler Position in den Satzrahmen *“ik glöv dat ik/hei/sei ...”* (Verben) und *“ik glöv dat is/sünn de/dat ...”* (Substantive) erhoben.

In Haßmoor lasen die weibliche sowie drei männliche Gewährspersonen außerdem einschlägiges, in hochdeutsche Sätze eingebautes, einzeln auf Kärtchen präsentiertes hochdeutsches Wortmaterial (25 Wörter), das für die Diskussion der Überlänge Bedeutung hatte. Hiermit sollte getestet werden, inwieweit Dialektsprecher ihre niederdeutschen vokalischen Dauerstrukturen ins Hochdeutsche übertragen. Um zu eruieren, ob dieser Transfer vom Alter der Sprecher und von der Vertrautheit im täglichen Umgang mit dem Niederdeutschen abhängt, wurde das hochdeutsche Material am selben Ort auch noch von einer Frau und vier Männern im Alter zwischen 18 und 29 erhoben, d.h. jüngeren Sprechern, die den Dialekt zwar noch beherrschen, bei denen das Hochdeutsche in der alltäglichen Kommunikation aber schon eine dominierende Rolle spielt.

Zu den Analyseparametern der aufgenommenen Sprachdaten gehörte naturgemäß an erster Stelle die Vokaldauer in gleicher phonetischer Umgebung, d.h. in minimal differenzierten Worttripeln für die potentiellen Oppositionen von Kürze, Länge und Überlänge. Da jedoch das Auftreten der Überlänge zum Teil an einen nachfolgenden (ursprünglichen) Leniskonsonanten (im Gegensatz zum historischen Fortiskonsonanten nach einfacher Länge) gebunden ist, bilden auch die Parameter der Stimmhaftigkeit, der Aspiration und der (Verschluß-)Dauer im postvokalischen Obstruenten entscheidende Untersuchungsgrößen; denn nur wenn die nachfolgende Konsonantenumgebung wirklich phonetisch identisch ist, kann von einer unabhängigen Quantitätsopposition die Rede sein, andernfalls würden kontextuell bedingte Dauerunterschiede vorliegen. Der Ansatz dreier Quantitäten (kurz - lang - überlang) als distinktiver Unterscheidungsmerkmale im Vokalsystem des Niederdeutschen setzt darüber hinaus die Übereinstimmung in der Vokalqualität voraus, da sonst die Vokaldifferenzierung als qualitative Opposition zu systematisieren ist. Aus diesem Grunde mußten auch Formantanalysen der einschlägigen Vokaltripel in vergleichbaren Lautumgebungen durchgeführt werden. Schließlich waren zur Beantwortung der Frage nach dem Schleifton Grundfrequenzuntersuchungen erforderlich.

Die meßphonetischen Analysen fanden in einem zuvor ohrenphonetisch festgelegten, durch sprachliche Strukturen bestimmten Rahmen statt. Ihr Ziel war die signalphonetische Substantiierung der folgenden phonologischen Oppositionen:

Hohe Vokale

I-Vokale	/ɪ/, /i/, /i:/
Y-Vokale	/ʏ/, /y/, /y:/
U-Vokale	/ʊ/, /u/, /u:/

Nicht-hohe Vokale

E-Vokale	/ɛ/, /e/, /e:/
Ö-Vokale	/œ/, /ø/, /ø:/
O-Vokale	/ɔ/, /o/, /o:/

Diphthonge

mit Quantitätsgegensatz	/ei/, /ei:/, /øy/, /øy:/, /ou/, /ou:/
ohne Quantitätsgegensatz	/ai/, /au/

Die nicht-hohen Vokalphoneme /e/, /e:/, /ø/, /ø:/, /o/, /o:/ variieren in ihrer Qualität von Dialekt zu Dialekt: in Haßmoor/Kiel sind sie geschlossen, in Brarupholz/Angeln offener (in Fintel/Niedersachsen noch offener), in Windbergen/Dithmarschen diphthongiert. Im letztgenannten Gebiet ändert sich entsprechend auch die Qualität der Diphthonge mit Quantitätsgegensatz, um die Differenzierung aller genannten Vokalphoneme zu gewährleisten.

Die zentrale Frage der Untersuchung war dann, in welcher Weise diese nach symbolphonetischer Analyse angesetzten phonologischen Oppositionen durch einen Sprecher für einen Hörer signalisiert werden. Das bedeutet, daß zusätzlich zur Bestimmung der Manifestation der phonologischen Gegensätze in der signalphonetischen Produktion auch die Relevanz von meßbaren Unterschieden für einen Hörer, d.h. ihre Wahrnehmbarkeit und Wahrnehmung erfaßt werden mußten. Daraus leiteten sich zwei weitere Fragen ab:

- (a) Sind in den Produktionsdaten eventuell nachweisbare Dauerunterschiede groß genug, um von einem Hörer unter Berücksichtigung der prosodischen Störvariablen in Äußerungen (Tempo, Betonung, finale Längung, rhythmische Kompression) als getrennte phonologische Kategorien wahrgenommen zu werden?
- (b) Kann allein durch Daueränderung ein überlanger Vokal auditiv in den langen und schließlich in den kurzen überführt werden? Wenn die phonologischen Unterschiede innerhalb der aufgeführten Vokaltripel distinktive Quantitäten sind, dann müssen die Dauerdifferenzierungen perzeptorisch relevant sein und eine entsprechende Manipulation im Zeitbereich klare Kategorienübergänge im Antwortverhalten von Probanden auf Teststimuli bewirken.

Die Untersuchung der Mundart von Fintel/Niedersachsen hatte sich auf die produzierte Vokaldauer beschränkt. Für den Dialekt von Haßmoor/Kiel wurden alle genannten Parameter in der Produktion erfaßt; außerdem wurde anhand von Perzeptionstests die auditive Bedeutung von Dauerunterschieden überprüft. In Brarupholz/Angeln und Windbergen/Dithmarschen wurden sämtliche relevanten Produktionsparameter an eingeschränkterem Wortmaterial untersucht und auch die perzeptorischen Tests durchgeführt.

2.3 Ergebnisse

2.3.1 Hypothese 1

In allen vier Mundarten verhalten sich die hohen Vokaltripel I, Y, U gleich: es besteht ein *Qualitätsunterschied* zwischen offeneren /ɪ/, /ʏ/ oder /ʊ/ einerseits und geschlosseneren /i(:)/, /y(:)/ oder /u(:)/ andererseits sowie ein *Quantitätsunterschied* innerhalb der geschlosseneren Qualität. Die Meßwerte liegen in allen vier Dialekten für die drei Vokaltripel in der gleichen Größenordnung, wie sie in 2.1 für Fintel aufgeführt ist. Die offeneren und die kurzen geschlosseneren Vokale werden in der Dauer nicht differenziert. Entweder finden sich in den Produktionsdaten überhaupt keine signifikanten Dauerunterschiede, oder aber sie liegen im Bereich von 20 ms bzw. darunter und überschreiten damit nicht die Wahrnehmbarkeitsschwelle der JND (= just noticeable difference) für phonologische Quantitätskategorien (KLATT & COOPER, 1976). Auch durch systematische Kürzung lassen sich in Hörtests die geschlosseneren Vokale nicht in die offeneren überführen, während der kategoriale Übergang vom langen zum kurzen Vokal innerhalb der geschlosseneren Qualität durch eine solche Manipulation erreichbar ist. Damit entfällt also die Kategorie der Überlänge bei den hohen Vokalen; eine dreifache Daueropposition ist hier weder für den Sprecher noch für den Hörer eine Realität.

Die nicht-hohen Vokaltripel E, Ö, O wurden nur in den schleswig-holsteinischen Dialekten umfassend untersucht; die Beschreibung der Mundart von Fintel/Niedersachsen weist hier einige Lücken auf, so daß die folgenden Aussagen sich zunächst einmal nur auf Haßmoor/Kiel, Brarupholz/Angeln und Windbergen/Dithmarschen beziehen. In diesen Vokaltripeln gilt weiterhin der qualitative Gegensatz 'offener/geschlossener', und innerhalb der geschlosseneren Qualität findet sich wiederum eine Quantitätsopposition. Aber der offener Vokal ist kürzer als der kürzere der beiden geschlosseneren, so daß sich in diesen Fällen drei Dauerstufen finden. Da jedoch die kürzeste Stufe mit einer anderen Qualität gekoppelt auftritt, ist der Ansatz einer dritten Quantität nicht zwingend. Dagegen spricht auch, daß allein durch Kürzung die geschlosseneren Vokale auditiv nicht in die offeneren überführt werden können. Und schließlich ist es im Sinne der Konsistenz des phonologischen Gesamtsystems und im Sinne der Beschreibungsökonomie angezeigt, für alle sechs Vokaltripel dieselbe Verbindung eines Qualitätsgegensatzes 'offener/geschlossener' und eines Quantitätsgegensatzes 'kürzer/länger' zu postulieren.

In den Mundarten von Haßmoor/Kiel und Brarupholz/Angeln liegt die Qualität der geschlosseneren nicht-hohen Vokale im selben Bereich wie diejenige der offeneren hohen Vokale. Da außerdem die offeneren hohen Vokale kürzer sind als die geschlosseneren nicht-hohen, ergibt sich hier eine echte dreifache Dauerabstufung bei gleicher Qualität: [ɪ = e] - [eː] - [eː], [ʏ = ø] - [øː] - [øː] - [ʊ = o] - [oː] - [oː]. Hörtests haben bestätigt, daß in den Wortpaaren [bet] er betet, [bit] er beißt sowie [deːk] Decke, [dik] dick der überlange bzw. der lange Vokal [eː] bzw. [eː] allein durch Dauerveränderung perzeptorisch in den kurzen Vokal /ɪ/ überführt werden kann. Das weist einerseits auf die qualitative Kongruenz von [ɪ] und [eː]/[eː], andererseits auf deren quantitative Distinktion in der Perzeption hin. /e/, /ø/, /o/ müssen also länger sein als /ɪ/, /ʏ/, /ʊ/, wenn die phonologischen Oppositionen bei gleicher Qualität aufrecht erhalten werden sollen. Da /ɛ/, /œ/, /ɔ/ in einem ähnlichen Dauerbereich wie /ɪ/, /ʏ/, /ʊ/ liegen

und innerhalb der geschlosseneren nicht-hohen Vokale eine Quantitätsopposition besteht, wird nun auch einsichtig, weshalb innerhalb der nicht-hohen Vokaltripel drei Dauerstufen auftreten. Das Funktionieren des Gesamtsystems, d.h. die Relationen zwischen hohen und nicht-hohen Vokalen, erfordert diese Differenzierung bei Bewahrung aller phonologischen Gegensätze. Damit zeigen sich in ganz anderer Konstellation, als dies die Literatur zur Überlänge postuliert, tatsächlich drei Quantitätsstufen bei den mittleren Vokalen in Haßmoor/Kiel und Brarupholz/Angeln. Das System der Monophthonge in diesen Mundarten präsentiert sich dann wie folgt:

Hohe Vokale

/i/, /i:/

/y/, /y:/

/u/, /u:/

Nicht-hohe Vokale

/ɛ/, /e/, /e:/, /e:/

/œ/, /ø/, /ø:/, /ø:/

/ɔ/, /o/, /o:/, /o:/

Für Windbergen gilt diese Strukturierung nicht, da dort die geschlosseneren nicht-hohen Vokale diphthongiert sind und somit eine Differenzierung von /ɪ/, /ʏ/, /ʊ/ durch die Vokalqualität gewährleistet ist.

Während sich also bei den hohen Vokalen eine binäre Opposition kurz vs. lang findet, wird bei den nicht-hohen Vokalen eine dritte Dauerstufe zwischengeschoben und damit der Streubereich zwischen den einzelnen Stufen eingeschränkt. Das hat zur Folge, daß die Differenzierung, insbesondere zwischen der mittleren und der langen Stufe, instabil wird, weil die Zeitvariablen der Äußerung eine konsistente Trennung erschweren. So fallen in den Produktionsdaten z.B. /o:s/ Aas und /o:s/ ich aase oder /lo:t/ ich lasse und /lo:t/ er lädt, die Lade häufig zusammen. In der Dauermanipulation für die Hörtests werden /be:t/ er betet und /ʃo:t/ schade auch dann noch als solche zu 100 % erkannt, wenn die Vokaldauer auf 160 - 180 ms, d.h. auf einen mittleren Wert reduziert wird. Dies spricht dafür, daß die mittlere und die lange Stufe auch in der Perzeption weniger scharf getrennt sind. Hinzu kommt, daß kein Fall eines Minimaltripels /e/, /e:/, /e:/ oder /ø/, /ø:/, /ø:/ oder /o/, /o:/, /o:/ gefunden werden konnte. Im selben Kontext erscheinen maximal zwei Stufen kürzer vs. länger, und selbst diese Differenzierung ist häufig noch auf unterschiedliche morphologische Kategorien (Verb/Substantiv, 1./3. Person Sing. der Verbflexion) verteilt, so daß sich bei einer Verschiebung der Grenzen zwischen den Dauerkategorien keine Erkennungsprobleme ergeben. Das macht es umso eher möglich, die ternäre Opposition abzubauen und in eine binäre zu überführen.

Unter den Diphthongen findet sich der binäre Quantitätsgegensatz bei /ei/ - /ei:/, /øʏ/ - /øʏ:/ und /ou/ - /ou:/. /ai/ und /au/ haben kein kurzes Oppositionsglied. Dies gilt für alle vier Mundarten.

Damit ist Hypothese 1 in allen vier Dialekten voll bestätigt worden.

2.3.2 Hypothesen 1 und 2

Der Gegensatz kürzer/länger bei den geschlosseneren Monophthongen sowie bei den Diphthongen geht in der Mehrzahl der Fälle auf eine Opposition Fortis/Lenis im nachfolgenden Konsonanten zurück. Außerdem tritt der Gegensatz in gleicher Weise unter der Bedingung des

Fehlens bzw. Vorhandenseins einer postvokalischen Morphemgrenze auf. Die Daueropposition wird in allen vier Mundarten unter beiden Vorkommensbedingungen (historischer Fortis/Leniskontext, Morphemgrenze) vor Frikativ gegenüber Plosiv aufgrund der allgemeinen phonetischen Gesetzmäßigkeit der Vokallängung vor Frikativ geschwächt.

Damit ist Hypothese 2 nur teilweise bestätigt worden: die morphologisch bedingte Daueropposition ist in keinem der vier Dialekte resistenter.

2.3.3 Hypothese 3

Die Dauerdifferenzierungen bleiben in sämtlichen untersuchten Mundarten (in Fintel wurde das entsprechende Wortmaterial nicht erhoben) auch im Zweisilbler erhalten, wo eine gleichzeitige Signalisierung eines Unterschieds im postvokalischen Plosiv hinzukommen kann, und zwar in der Weise, daß der ehemalige Lenisplosiv schwächer realisiert wird als der ehemalige Fortisplosiv (kürzere Verschlusdauer, geringere Aspiration, längere Periodizität) oder ganz schwindet.

Damit ist Hypothese 3 für die schleswig-holsteinischen Dialekte falsifiziert worden. Das in der Literatur angemerkte Verschwinden der "Überlänge" in enklitischen Fällen (z.B. "*schriew ik*" vs. "*ik schriew*") konnte also nicht bestätigt werden. BREMER (1927, p. 7) hat dies sicher nur deshalb vermerkt, weil er die Kürzung eines Vokals in nicht-äußerungsfinaler Position gegenüber Endstellung erkannte, das phonologische Prinzip der Unterscheidung im gleichen phonetischen Kontext aber noch nicht beherrschte. "*schriew*" muß in "*schriew ik*" kürzer sein als in "*ik schriew*". Damit wird die phonologische Länge aber noch nicht zur phonologischen Kürze, und folglich ist auch kein Zusammenfallen von "*riet ik*" und "*ried ik*" gegeben. Bei diesem Wortpaar kommt hinzu, daß der ursprüngliche Lenisplosiv in "*ried*" häufig ausgefallen ist und deshalb ein Gegensatz zwischen /ri:/ "*ried*" und /rit/ "*riet*" existiert, bei dem der Unterschied in der Vokaldauer nicht mehr in einem vergleichbaren Konsonantenkontext vorkommt und deshalb nicht phonologischen Status hat.

Der Schwund des ursprünglichen Lenisplosivs ist besonders häufig in den Daten von Brarupholz anzutreffen. Neben /zi:/ Seide und /mou:/ Mode findet sich dort auch der fast generelle Schwund des velaren Lenisplosivs in /zø:gn/ Sauen, /klo:gn/ Klagen, /lei:gn/ [das] Lügen, /plœy:gn/ pflügen.

2.3.4 Hypothese 4

Die Quantitätsopposition zeigt eine Abhängigkeit vom prosodischen Muster (Satzakzent und Satzstellung) und hat vor allem in medial unbetonter Satzposition die Tendenz zur Einebnung. Die Satzbetonung allein hat noch keinen systematischen Einfluß auf die Nivellierung, während sich die Stellung (medial, final) allein schon sehr stark auswirkt; in der Kombination der beiden Faktoren findet sich dann verstärkt ein Zusammenfallen der beiden Dauerstufen. Dies gilt für alle drei Dialekte Schleswig-Holsteins (in Fintel wurden die einschlägigen Daten nicht erhoben).

Damit ist Hypothese 4 für die schleswig-holsteinischen Dialekte teilweise bestätigt worden.

2.3.5 Hypothese 5

Der Schleifton ist neben den Dauerphänomenen in keiner der drei schleswig-holsteinischen Mundarten eine phonetische Realität. In Fintel/Niedersachsen wurde der Tonhöhenverlauf nicht instrumentell untersucht. Nach der ohrenphonetischen Bearbeitung zeigt sich auch dort kein tonaler Unterschied.

Damit ist Hypothese 5 voll bestätigt worden.

2.3.6 Hypothese 6

Nach Auskunft der Untersuchungen in Haßmoor/Kiel übertragen niederdeutsche Sprecher ihre Quantitätsstruktur ins Hochdeutsche. Nur bei den jüngeren Sprechern, die Niederdeutsch zwar noch beherrschen, aber größtenteils hochdeutsch kommunizieren, findet sich eine weitgehende Übernahme der hochdeutschen Quantitätsstrukturen. Für die übrigen Mundarten sind ganz entsprechende Verhältnisse anzunehmen.

Damit ist Hypothese 6 für die Mundart, in der die Altersschichtung sowie der sprachliche Gegensatz Niederdeutsch/Hochdeutsch Untersuchungsvariable waren, bestätigt worden. Das Ergebnis läßt sich jedoch verallgemeinern.

3 Die Entstehung der niederdeutschen Quantitätsstruktur und der Lehrmeinung von der "Überlänge"

Es ist ein phonetisches Universal, daß Vokale vor Lenisobstruenten im Gegensatz zur Position vor Fortis (KOHLE, 1984) länger sind. Als im Mittelniederdeutschen finales // ausfiel und dadurch vorangehender Lenisobstruent in den Auslaut trat, war der präkonsonantische Vokal bereits länger als in einem entsprechenden Fortiskontext. So wurden z.B. sowohl "ried" reite als auch "riet" reibe einsilbig, aber ersteres bewahrte seinen längeren Stammvokal vor Lenis. Mit der Desonorisierung des Lenisobstruenten und der Neutralisierung von Lenis und Fortis im Auslaut ergaben sich dann Minimalpaare, die sich nur noch in der Dauer des präkonsonantischen Vokals unterschieden. Ein kontextuell bedingter Unterschied war zum distinktiven geworden. Der //-Ausfall ist nur insofern von Bedeutung, als dadurch ein Lenisobstruent in den Auslaut trat. Mit einer Ersatzdehnung hat dies jedoch überhaupt nichts zu tun (mit einer Übertragung des tonalen Verlaufs von // auf den vorangehenden Sonoranten erst recht nicht, da der Schleifton ja nicht nachgewiesen werden kann); vielmehr war der Längenunterschied im Vokal schon vorher vorhanden. Diese Quantitätsentwicklung tritt auch nur in den Fällen ein, wo ein Leniskonsonant erst durch //-Elision in den Auslaut trat und entstimmte wurde; bei der schon früher eingetretenen Auslautverhärtung finaler Lenisobstruenten finden sich keine Spuren einer Vokallängung.

Diese Quantitätsentwicklung in einem neutralisierten Lenis/Fortiskontext betraf die ursprünglichen Langvokale. Bei den hohen Vokalen mit geringerer intrinsischer Dauer (siehe LEHISTE, 1970) hatte sich offenbar im Fortiskontext im Vergleich zum Leniskontext eine so weitgehende Kürzung eingestellt, daß der (historisch lange) geschlossenere Vokal mit dem (historisch kurzen) offeneren in der Dauer zusammenfiel. Bei den nicht-hohen Vokalen hingegen führte die längere intrinsische Dauer zu einer Längendifferenzierung zwischen dem

(historisch kurzen) offeneren und dem (historisch langen) geschlosseneren Vokal, und damit ergaben sich drei Dauerstufen, die erst in dem Moment phonologischen Status erhielten, als die geschlosseneren nicht-hohen und die offeneren hohen Vokale in der Qualität zusammenfielen.

Anstelle der Desonorisierung von Leniskonsonanten nach /-/Elision trat aber auch noch eine andere, konkurrierende Entwicklung ein. Der Leniskonsonant wurde weiter geschwächt und fiel aus; ob erst nach der /-/Elision oder schon vorher in intervokalischer Position, ist unerheblich. Dadurch entstanden "*ik rie*" ich reite neben "*ik riet*" ich reiße, "*ik bee*" ich bete, "*(ik) loo*" ich lade, die Lade und viele andere Beispiele. Diese Art von Lautentwicklung koexistiert mit der Auslautverhärtung in allen untersuchten Dialekten. Damit reduzierte sich von vornherein die funktionale Belastung der Quantitätsoppositionen, und potentielle Minimalpaare sind infolgedessen sehr begrenzt.

Vor der Endung /ən/, in der der Vokal ebenfalls ausfiel, trat die Desonorisierung eines Leniskonsonanten nicht ein. In diesem Kontext kam es vielmehr zu einer Sonorisierung des Fortiskonsonanten. Ein Dauerunterschied im präkonsonantischen Vokal war auch hier kontextuell bedingt, aber die Lenis- und Fortiskonsonanten wurden häufig nicht eingeebnet, der Leniskonsonant wurde stärker abgeschwächt und vielfach völlig elidiert, so daß sich z.B. /gribm/ greifen und /bli:m/ bleiben ergaben. Damit war der Dauerunterschied im Vokal nicht mehr unabhängig vom nachfolgenden Konsonanten, und folglich wurde die funktionale Belastung der Quantitätsopposition noch mehr eingeschränkt.

Eine weitere Bedingung für das Auftreten einer Vokaldehnung ist die wortfinale offene Silbe gegenüber der präkonsonantischen Stellung; vor einem weiteren Morphem kann ein so gelänger Vokal erhalten bleiben und dann in Gegensatz zu einem kürzeren morphem-internen treten, wie in "*brut*" er braut versus "*Brut*" die Braut. Die Entstehung der niederdeutschen Quantitätsstruktur im Vokalismus ist demnach durch vielschichtige allgemeinphonetische kontextuelle Einflüsse geregelt. Da die kontextuellen Ursachen zum Teil erhalten blieben und außerdem divergierende Entwicklungen eintraten, wurde die Ausbildung eines Systems distinktiver Quantitäten behindert. Eine dreistufige Opposition ist heute nur so rudimentär ausgeprägt, daß sie für die sprachliche Kommunikation keine Bedeutung hat, und selbst eine zweistufige ist so labil, daß sie mit großer Wahrscheinlichkeit verschwinden wird.

Unter diachronem Aspekt lassen sich die Vokaldauerphänomene des Niederdeutschen einordnen in die allgemein zu beobachtende und mit der Artikulationsdynamik zusammenhängende größere Länge von Vokalen im Wort/Stammauslaut (in germanischen Sprachen) und vor Leniskonsonanten (in Sprachen allgemein). Das Niederdeutsche stellt, was die Dehnung vor Lenisobstruenten anlangt, gegenüber dem Hochdeutschen ein älteres diachrones Stadium dar, weil es die ursprüngliche Differenzierung lenis/fortis des Konsonanten in der vorangehenden Vokaldauer noch reflektiert. Auf der anderen Seite repräsentiert es aber gegenüber dem Englischen einen jüngeren Entwicklungszustand, da sich in wortfinaler Position im Gefolge der 'Auslautverhärtung' die ursprüngliche Konsonantenopposition voll in den Vokal verlagert hat. Selbst wenn im Englischen finale Lenisobstruenten vollständig desonorisiert werden - besonders bei finalen Frikativen - so bleibt der Unterschied im Konsonanten hinsichtlich Dauer und Intensität stets bestehen; zum andern erhalten morphologische und satzphonetische Vokalkontexte die Differenzierung auch bezüglich der

Periodizität des Konsonanten aufrecht (“*he seizes*”; “*they seize it*” - “*it ceases*”; “*it will cease altogether*”). Darin liegt es begründet, daß kein englischer Phonetiker die erheblichen Dauerunterschiede zwischen “*piss*” [ɪ], “*peace*” [iː] und “*peas*” [i] als drei Quantitäten gesehen hat.

Das schottische Englisch sowie die schottischen Dialekte differenzieren z.B. /ɪ/ und /i/ innerhalb eines Morphems im gleichen Lautkontext ausschließlich durch die Vokalqualität; vor Lenisfrikativen und vor /r/ tritt Dehnung ein; wortfinal gilt ebenfalls [iː], das auch vor Flexionsendungen erhalten bleibt. Auf diese Weise ergibt sich ein dreifacher Gegensatz z.B. zwischen “*grid*” [ɪ], “*greed*” [i] und “*agreed*” [iː]. [ɪ] und [i] sind beide kurz, aber qualitativ unterschieden, [i] und [iː] haben die gleiche Qualität, sind aber in der Quantität differenziert. Alle schottischen Phonetiker seit GRANT (1913) haben diese Phänomene, die den niederdeutschen völlig entsprechen, stets so interpretiert, daß sie die Gegensätze /ɪ/ und /i/ sowie /i:/ postulierten. Keiner ist auf den Gedanken gekommen, drei Quantitäten anzusetzen, weil alle die qualitative Unterscheidung zwischen /ɪ/ und /i/ richtig erkannten und sich nicht durch die anders geartete Koppelung von Quantität und Qualität im Südinglischen und insbesondere in RP irreführen ließen. Eine solche Beeinflussung durch ein vorgefundenes Beschreibungssystem für eine andere Sprachrealität ist hingegen den niederdeutschen Phonetikern unterlaufen. Sie haben den qualitativen Unterschied in Wörtern wie “*Nuß*” und “*Fuß*” oder “*Witt*” und “*Schiet*” ignoriert und die von hochdeutschen Phonetikern hier für das Hochdeutsche völlig adäquat angesetzte Quantitätsdifferenzierung kontrafaktisch auf das Niederdeutsche übertragen, mußten dann aber beim tatsächlichen Langvokal auf die Überlänge ausweichen. Was sich im Vokalismus des Süddeutschen im Vergleich zum Norddeutschen aber aufzeigt, ist eine deutlich ausgeprägte Daueropposition mit minimalen qualitativen Unterschieden im Süden gegenüber einer deutlich ausgeprägten Qualitätsopposition ohne gleichzeitige Dauerunterschiede im Norden, wobei hier unter bestimmten Bedingungen das geschlossenere Glied des qualitativen Gegensatzes zusätzlich noch in einen Quantitätsgegensatz kurz vs. lang eintreten kann.

Es ist darüber hinaus zweifelhaft, ob eine dreifache paradigmatische Daueropposition im Vokalismus ohne syntagmatische Unterstützung überhaupt in der menschlichen Sprache konsistent produziert und identifiziert werden kann in Anbetracht der suprasegmentalen Störvariablen auf Äußerungsebene. So hat beispielsweise das Estnische zwar drei unabhängig kontrastierende Quantitätsstufen in Vokalen der ersten Silbe eines Wortes; aber die Vokaldauer in der zweiten Silbe korreliert negativ mit der Quantität der ersten (LEHISTE, 1970, p. 50). Damit erhalten die phonologischen Daueroppositionen ihre phonetische Signalisierung nicht nur durch die paradigmatischen Werte im Vokal selbst, sondern insbesondere durch die Kontrastbildung in der tatsächlich in der Zeit realisierten Kette. Durch diese syntagmatischen Dauerrelationen lassen sich die Quantitätsoppositionen auch dann sicher identifizieren, wenn die hierarchisch höhere Zeitstrukturierung durch Tempo, Rhythmus und Intonation große Schwankungen auf Segmentebene und stark überlappende Dauerklassen bewirkt.

Quantitätsuntersuchungen dürfen also nicht nur die Dauern von paradigmatischen Segmenten erfassen, sondern müssen den segmentellen Kontext berücksichtigen und die postulierten Elemente eines phonologischen Systems in zeitlichen Syntagmen analysieren sowie ihre

Leistungsfähigkeit für die sprachliche Kommunikation in solchen Rahmen überprüfen. Damit wird neben die phonologische Differenzierung die sprachliche Identifikation gestellt. Quantitäten existieren nicht mehr für sich, sondern reihen sich ein in eine Hierarchie von Zeitstrukturen, die in ihrer Gesamtheit erst eine adäquate Phonologie konstituieren (KOHLER, 1983). So muß auch die sog. "Überlänge" im Niederdeutschen behandelt werden, und dann erledigen sich so einfache weitreichende Typologien wie die eines baltischen Sprachbundes" (JAKOBSON, 1931) von selbst. So ist eine über ein Jahrhundert tradierte These der niederdeutschen Mundartforschung auf der Basis moderner phonetischer Untersuchungsmethoden und umfangreicher empirischer Daten zurechtgerückt worden. Die Bedeutung phonetischer Forschung für die Dialektologie wird damit erneut unterstrichen.

Literaturverzeichnis

AIPUK = *Arbeitsberichte des Instituts für Phonetik und digitale Sprachverarbeitung der Universität Kiel*

BREMER, O. (1927): Der Schleifton im Nordniedersächsischen. *Niederdeutsches Jahrbuch* 53, 1 - 32.

CHEN, M. (1970): Vowel length variation as a function of the voicing of the consonantal environment. *Phonetica* 22, 129 - 159.

von ESSEN, O. (1957): Überlange Vokale und gedehnte Konsonanten im Hochdeutschen. *Zeitschrift für Phonetik und Allgemeine Sprachwissenschaft* 10, 239 - 244.

von ESSEN, O. (1958): Die Vokale der niederdeutschen Mundart von Kirchwerder. *Zeitschrift für Phonetik und Allgemeine Sprachwissenschaft* 11, 105 - 118.

GRANT, W. (1913): *The Pronunciation of English in Scotland*. Cambridge: Cambridge University Press.

HARTIG, J. & KESELING, G. (1968): Niederdeutsche Mundartforschung der Stammlande. In: *Germanische Dialektologie I*. Festschrift für W. Mitzka (ed. L. E. Schmitt). Wiesbaden: Steiner, 155 - 179.

HILDEBRANDT, B. (1963): *Experimentalphonetische Untersuchungen zur Bestimmung und Wertung der 'durativen Funktion' akzentuierter Vokale im Nordniedersächsischen*. Diss. Hamburg.

JAKOBSON, R. (1931): Über die phonologischen Sprachbünde. In: R. Jakobson, *Selected Writings I*. 'S-Gravenhage: Mouton, 1962, 137 - 143.

KLATT, D., & COOPER, W.E. (1975): Perception of segment duration in sentence contexts. In: *Structure and Process in Speech Perception* (eds. A. Cohen & S.G. Nooteboom), Berlin, Heidelberg, New York: Springer, 69 - 85.

- KLOEKE, G. (1914): *Der Vokalismus der Mundart von Finkenwärder bei Hamburg*. Diss. Leipzig.
- KOHLER, K.J. (1984): Phonetic explanation in phonology: the feature fortis/lenis. *Phonetica* 41, 150 - 174.
- KOHLER, K.J. (1986): Invariance and variability in speech timing: from utterance to segment in German. In: J.S. Perkell, D.H. Klatt (eds.), *Invariance and variability in speech processes*. Hillsdale/New Jersey, London: Lawrence Erlbaum, 268 - 289.
- KOHLER, K.J. (1995): *Einführung in die Phonetik des Deutschen*. 2. Aufl., Berlin: Erich Schmidt
- KOHLER, K. J., KRÜTZMANN, U., REETZ, H. & TIMMERMANN, G. (1982): Sprachliche Determinanten der signalphonetischen Dauer. *AIPUK* 17, 1 - 48.
- KOHLER, K.J. & TÖDTER, R. (1984): Experimentalphonetische Untersuchungen zur 'Überlänge' im Nieder- und Hochdeutschen Schleswig-Holsteins. *AIPUK* 21, 61 - 131.
- KOHLER, K.J., TÖDTER, R. & WEINHOLD, M. (1986a): Ergänzende Untersuchungen zur 'Überlänge' in der Mundart von Haßmoor (Kreis Rendsburg-Eckernförde). *AIPUK* 23, 19 - 116.
- KOHLER, K.J., TÖDTER, R. & WEINHOLD, M. (1986b): Untersuchungen zur 'Überlänge' in den Mundarten von Brarupholz (Kreis Schleswig-Flensburg) und Windbergen (Kreis Dithmarschen). *AIPUK* 23, 117 - 177.
- LEHISTE, I. (1970): *Suprasegmentals*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- LESKIEN, A. & BRUGMANN, K. (1882): *Litauische Volkslieder und Märchen*. (Straßburg: Trübner).
- MARTENS, C. & P. (1961): *Phonetik der deutschen Sprache*. München: Hueber.
- MENSING, O. (1927): *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch*. Bd. 1. Neumünster: Wachholtz.
- RABELER, TH. (1911): Niederdeutscher Lautstand im Kreis Bleckede. *Zs. f. dt. Phil.* 43, 141 - 202, 320 - 377.
- STAMMERJOHANN, R. (1913): Die Mundart von Burg in Dithmarschen mit besonderer Berücksichtigung der Quantitätsverhältnisse. *Zs. f. d. Maa.* 1914, 54 - 131, 193 - 225, 289 - 311.
- TÖDTER, R. (1982): Phonetische Untersuchungen zur Vokaldauer in einem niederdeutschen Dialekt. *AIPUK* 17, 49 - 93.
- WINTER, W. (1979): Zur "Überlänge" im Deutschen. In: *Sprache und Sprechen. Festschrift für E. Zwirner* (eds. K. Ezawa, K. H. Rensch & W. Bethge). Tübingen: Niemeyer 197 - 200.

WODARZ, H. W. (1979): Phonetische Untersuchungen zum Problem der Überlänge. *Forum Phonicum* 3. Hamburg: Buske.